

Liebe auf Distanz

Von Otto Friedrich

Das Messingbild, auf dem der Name „Nuzena Aminová“ in altmodisch und gierlich gezeichneten Buchstaben zu lesen war, mußte Anuzka unter persönlicher Aufsicht des gnädigen Fräulein jeden Morgen mit dem Lappen kräftig abputzen. Es kündete schon von außen die blitzblanke Sauberkeit der kleinen Zweizimmerwohnung an, die Fräulein Aminová seit nahezu dreißig Jahren am Niegerpark bewohnte. Der Vater des alten Fräulein war ein höherer Staatsbeamter gewesen, der, dank einer glücklichen Heirat seiner Tochter das damals recht stattliche Vermögen der früh verstorbenen Mutter hinterlassen konnte. Von der Mutter hatte die Tochter allerdings auch die negativen Ausgleichsposten der stattlichen Mitgift, ein langes spitzes Näschen und einen, mit zunehmendem Alter sich immer unmutiger wühlenden Rücken, geerbt. Einige Freier, die sich in ihren jungen Jahren eingefunden hatten, hatte Nuzena Aminová verschmäht, nachdem sie wesentlich die unbezahlten Rechnungen des einen schon vor der förmlichen Verlobung ins Haus geschickt erhalten hatte und den anderen an dem Tage, an dem sie ihm ihr Jawort zu geben sich entschlossen hatte, in den Morgenstunden am Arme einer unabweislichen Dame von feiner ausgedehnten Junggesellenabschiedsfeier hatte heimtorkeln sehen. Fräulein Aminová blieb also auf ihrer Erbschaft, zu der die hübsche kleine Wohnung im Niegerpark gehörte, sitzen. Mit der Zeit schmolzen das Geld und die etwa irgendwo verstreuten Reize Nuzenas dahin und was blieb, war ein kleines häßliches, aber unendlich gutmütiges Geschöpfchen mit beschränkten Einnahmen und einem ebenso beschränkten Horizont.

Nuzena hatte eigentlich nur zwei Vergnügen. Das eine bestand darin, die Hausangestellte Anuzka ihre Macht fühlen zu lassen und das andere darin, die Nachmittage im nahegelegenen Café in der Gesellschaft guter Freundinnen bei einem von lebhaften Klatsch gewürzten kleinen „Schwarzen“ gelegentlichen Kartenspiel und staunender Einsichtnahme in die weltbewegenden Neuigkeiten des „Wiener Salonblattes“ zu verbringen.

Mit zunehmendem Alter verbot sich ihr an feuchten und kühlen Tagen infolge eines stark schmerzenden Ripperleins im rechten Arme auch diese Extrabaganz und Fräulein Aminová begnügte sich alsdann damit, auch in den Nachmittagsstunden den bereits während des Vormittags besetzten Beobachtungsposten am Fenster einzunehmen. Sie hatte sich der Bequemlichkeit halber ein rotes mit Perlermustern besetztes Kissen über das Fensterstimm gelegt und bedauerte nur, daß die sogenannten „Späher“, jene kleinen Spiegel, mit denen man einst die Straße so angenehm zu überblicken vermochte, so außer Mode gekommen waren, daß sie auch den ihren entfernen mußte. Obendrein hatte sich im Laufe der Jahre eine starke Kurzsichtigkeit der wasserblauen Neugeläch herausgestellt

und eine Brille zu tragen, verbot Fräulein Aminová die Eitelkeit. Sie war nämlich, so komisch das bei einem kleinen sechzigjährigen Persönchen anmuten mag, ungeheuer eitel. Am Morgen, in Häubchen und Schlafrock, disputierte sie mit Anuzka, die breit grinsend und vor derber schwerkgezügter Lebenslust strobend, in der Türe stand, ob sie heute das schwarze, das graue, das getupfte oder das gestreifte Kleid anziehen solle. Oder ob sie gar, da der Namenstag ihrer seligen Mutter wäre, sich in das gute Georgettekleid hüllen dürfe. Ueber

Die Arbeiter

Von Heinrich Lämmlein

Wir wollen nicht nur als Rad uns drehn
gehakt von der flüchtigen Stund;
wir wollen über dem Tage stehn,
wir wollen eine Zukunft sehn,
sonst gehen wir im Alltag zugrund.

Noch ist die Seele in uns nicht tot,
erstickt in der Not und im Leid;
noch ist sie Flamme, die fordernd loht,
wir wollen mehr als das tägliche Brot;
Ein Ziel über dem Tag und der Zeit.

den Rücken legte sie sich, selbst in Sommermonaten, gerne einen Pelz, den sie ihren „Seal“ nannte, obwohl es ein ganz gemeiner Mantel war, dem nur der Kürschner täuschend Farbe und Glanz gegeben hatte, genau so, wie Fräulein Aminová Farbe und Glanz der Haut mit Hilfe einer Reihe unergründlicher Tinkturen und Salbentäschchen nachhalf, die wohlberühmt in der eichenen Kamode neben dem Waschtisch standen. Wehe, wenn Anuzka morgens den Kaffee servierte, ehe Fräulein Aminová die Restaurierungsarbeiten an ihrem leicht abgedröckelten Teint zu voller Zufriedenheit ausgeführt hatte. Wehe, und dreimal wehe auch, wenn Anuzka nicht mit pfiffig ungeschuldigem Lächeln beim Herbeibringen des Kaffees erklärte: „Aber wirklich heute sehen das gnädige Fräulein wieder reizend aus!“

Man kann sich nach alledem unschwer den einförmigen und geregelten Lebensgang des Fräulein Nuzena Aminová vorstellen, und es wäre darüber bis zu ihrem, möglicherweise inzwischen erfolgten seligen Ende nichts zu berichten gewesen, wenn nicht ein Sommertag in das stille Dasein des Jüngferleins eine späte Ueberraschung gebracht hätte.

Fräulein Aminová lehnte wie gewöhnlich mit sanft gebrannten Lippen und freundlich kurzfristigen Augen in ihrem getupften Kleid aus dem Fenster. Hinter ihr stand Anuzka, die nebenan Staub zu wischen vorgab. Plötzlich stieß Fräulein Aminová einen leichten, halbunterdrückten Schrei des Erstaunens aus: „Da, Anuzka, sehen Sie nur, er geht immer auf und

ab, ob das wohl mir gilt?“ Anuzka schaute interessiert aus dem Fenster. Tatsächlich wanderte auf der anderen Straßenseite auf dem schmalen Gehsteig, der sich an die von Büschen bestandenen Hügel des Niegerparks eng anschmiegt, ein stattlicher, frischer, junger Mann ruhelos auf und ab. Jetzt blieb er gar stehen, schaute nach dem Fenster hinauf und winkte.

Nuzena Aminová war außer sich. Selbst die Scham, die sie hatte, ihr Seelenleben vor einer so untergeordneten Person wie Anuzka zu entblößen, schwand vor dem Selbstgefühl, das ihr diese Eroberung einflößte. Dreißig Jahre hatte sie vergeblich wie ein Burgfräulein aus dem Erkerfenster geschaut und nun plötzlich ging das Glück vorbei. Stattlich, jung, kräftig und winkend wie der edelste der Kavaliere. Fräulein Aminová wäre am liebsten auf die Straße geeilt. Aber sie wußte, was sie ihrem guten Ruf und ihrem bösen Ripperlein schuldig war. So wurde Anuzka nach einem erregt hin- und herflatternden Gespräch mit der Mission einer Parlamentsärin betraut. Es dauerte auch nicht lange und Anuzka kam wieder. Sie strahlte nicht nur, nein sie lachte über das ganze Gesicht. Ein unboreingenommener Beobachter hätte vielleicht dieses Lachen sogar als ein ganz unverkämtes Grinsen gedeutet.

Fräulein Aminová zitterte am ganzen Leibe: „Nun, was hat er gesagt?“ — Er läßt das gnädige Fräulein schön grüßen, er würde gern heraufkommen, aber er hält es wegen der Nachbarschaft nicht für schicklich und er hat auch wenig Zeit, denn er hat sich verspätet und muß jetzt eilends in den Dienst.“ — „In den Dienst“, also wohl ein höherer Beamter. — Ja, die Herren haben heute viel zu tun. Sie haben nicht einmal mehr Zeit für die Liebe.“ — „Und nicht einmal zum Mittagessen“, — fügte Anuzka eifrig hinzu. „Er erzählte mir, daß ihn als Junggesellen das ewige Restaurationsessen aneselt und daß er in der kurzen Mittagspause nicht Zeit findet, nach Hause zu gehen.“ — „Der Herr ist“, sagte Fräulein Aminová, „Ich werde ihm helfen. Morgen, Anuzka, passen wir auf und wenn er wieder vorbei kommt, dann bringen Sie ihm rasch ein kleines Paketchen.“

Anuzka sträubte sich zum Schein ein wenig, aber sie hatte wohl eigentlich ähnliches von dem guten Herzen des Fräulein Nuzena erwartet und so willigte sie ein. Ein Hühnchen wurde geholt, knusprig gebraten, sauber verpackt und in ein Kästchen gelegt, in das auch noch einiges Zuckergewürz und zwei große Pfefferkörner als Beigabe verpackt wurden.

Am nächsten Tage wartete Fräulein Aminová sehnsüchtig am Fenster. Sogarlicher als je waren ihre Wächchen gebrannt, rosaroter als je prangten die Wächchen und sogar das Georgettekleid, das doch eigentlich nur für die Namenstage der lieben Verwandten bestimmt war, hatte aus dem Schrank gemußt. Die breite Rückenfläche war von dem „Seal“ künstlerisch verdeckt und da, wo legendärer Weise sich der

Diamantenspalter

Die kleinste Branche der Welt

Junonische Busen wölbt, hatte Fräulein Aminová durch einen Anspus von Schleißchen und einer breiten goldenen Brosche die Fläche täuschend und reizvoll aufgewölbt.

Ihr „Liebhäber“ ließ sie nicht warten. Pünktlich, genau zur gestrigen Stunde, kam er — stähtlich und elastisch — vorbei. Seine rote, etwas fleischige Hand, die Fräulein Aminová dank ihrer Kurzsichtigkeit als „selten aristokratisch“ ansprach, winkte hinauf und sofort schlüpfte Anuška, die treue Seele, mit ganz ungewohntem Diensteifer herab.

Fräulein Aminová sah, wie der Herr Anuška durchaus herzlich und keineswegs hochmütig mit einem Händedruck begrüßte und das Paket in Empfang nahm. Grüßend und winnend entfernte er sich dann mit eiligen Schritten.

Dieses morgendliche Ereignis wurde mit der Zeit zur lieben Gewohnheit. Zwar äußerte Fräulein Aminová mit steigendem Anmut, der Herr möge doch auch einmal den Weg zu ihr hinauf finden und nicht so schrecklich schüchtern sein, es werde ihm ja von ihrer Seite nichts Ungehörliches passieren. Aber Anuška wußte mit trefflichen Worten die Gründe seiner jeweiligen Verhinderung überzeugend auszumalen. Sie unterließ es auch nicht, darauf hinzuweisen, daß ein Mittagessen aus Fleisch und Buderwerk doch allzu unvollkommen sei und so wurde auch dem Paket ab und zu ein Fläschchen Kognak und ein eigens mit Sorgfalt und noch mehr Butter gebadener Kuchen beigelegt.

Anuška unterließ es auch nicht, gelegentlich Kenntnis von gewissen Finanzschwierigkeiten des freundlichen Herrn zu geben und diese distrierten Geständnisse rührten das immer mehr in seinen Bahn sich verstrickende gute Fräulein derart, daß sie in ein Awwert, welches sie mit bunten Blumen oder einem pfärlschickenden Amor zuzukleben pflegte, kleine und auch größere Geldbeträge versenkte.

So wäre das Spiel wohl noch manchen Monat gegangen, wenn nicht eines Tages — es war gerade nach ihrem dienstfreien Sonntag — Anuška weinend morgens mit dem Kakaos ins Zimmer gekommen wäre und, unter lebhaftesten Wogen des Gemütes und des Busens, nichts hervorgeleuchtet hätte, als: „Der Kreuzlösel Gestern habe ich ihn mit einer anderen tanzen sehen. Er hat mich betrogen, der lieberrliche Kerl!“

Fräulein Aminová schrak auf, so daß der Zwiebel jäh in den schweren Kluten des Kakaos versank. „Was heißt das, er hat sie betrogen, wem hat er denn gewinkt? Ihnen oder mir?“ — „Uns beiden“, schluchzte Anuška, „und dabei ist er Feldwibel gewesen mit baldiger Aussicht auf Zivilversorgung“. Fräulein Aminová raffte sich zusammen, ihre Kleider raschelnd geradezu empört. „Ein Feldwibel, und so etwas erdreistet sich, einer Majorstochter zuzuwinken. Anerkört!“ — Dann aber brach doch ihr wahres Gefühl wieder hervor, sie streichelte Anuška, ganz ungewohnt gütig, über den Kopf und sagte mit tränenerstickter Stimme: „Ja, so sind die Männer“ —

Darauf weinten sie beide, man kann schwer sagen, ob die Tränen des Fräuleins Aminová aus Mitleid flossen oder aus eigenem Leid.

Bekümmert waren auch der Metzger, der Bäcker und der Delikatessenhändler, denn die Einkäufe des Fräuleins Aminová gingen wieder rapid zurück. Man sah sie auch nur noch selten am Fenster sitzen, sie vergaß sich in ihre kleine Wohnung. Selbst ihre Tyrannie über Anuška hatte sich gelockert und das einzige Vergnügen, daß sie sich leistete, war der Genuß von Liebesliedern am Radio. „Denn“, so sagte sie einmal zu Anuška, erst das ist die wahre Liebe, sie gibt mir die nötige Distanz!“

Eine Armee von Menschen arbeitet daran, die Rohdiamanten aus allen Gegenden der Welt nach Antwerpen zu bringen. Noch viel mehr Diamanten aber als nach Antwerpen gelangen, kommen nicht hin, weil sie in den Tresors der Syndikate liegen bleiben, damit der Kurs fest bleibe. Diamanten sind eben selbst zu gesunkenen Preisen viel zu teuer, als daß man mit ihnen umspringen könnte wie mit brasilianischem Kaffee, obwohl auch Diamant ausgezeichnet brennt.

Und was die Armee herbeischafft, die an der Produktion beteiligt ist, muß von einer Branche verarbeitet werden, die die kleinste der Welt ist! Was nützt der schönste Diamant, wenn er nicht gespalten ist? In ganz Antwerpen sind es 50 Menschen, die die Arbeit des Spaltens leisten. In Amsterdam, dem zweiten Zentrum, mag es, sehr hoch gerechnet, 50 geben — hundert Menschen demnach, die den kostbarsten Werkstoff der Welt verarbeiten.

Das Spalten von Diamanten ist kein Gewerbe; es ist eine Kunst. Denn, was sich an ihr erlernen läßt, das macht noch lange nicht den Spalter. — Der Diamant ist nie rein. Er hat Sprünge, Fiede, Risse, die ihn im Wert herabsetzen, arbeitete man nicht die ganz reinen Stücke heraus. Diese sind oft unüberhältnismäßig klein, wenn man das Gewicht des Rohdiamanten ansieht, aber auch entsprechend wertvoller. Aus einem großen Brocken entstehen drei, vier, fünf relativ kleine, reine Steine, und der Rest in Glibberstaub, zu einem schlechten Gewichtskurs gehandelt.

Einen Spalter bei der Arbeit zu sehen, ist das reinste Vergnügen. Sein Gewerbe ist das sauberste der Welt, und man kann ihm seine Behauptung glauben, daß er auch im Smoking arbeiten könnte. — Der Spalter sieht sich diesen staubig-schwärzlichen Kiesel, der Diamant werden soll, mit seiner Lupe an, eventuell mit einer stereoskopisch abbildenden auch noch, und bei dieser raschen Betrachtung hat er seinen Plan schon gefaßt, wenn es sich nicht um wirklich wichtige Stücke handelt. Nun weiß der Spalter, in welcher Tiefe die Risse sitzen, wissen, was weggeklopft werden muß, um ein möglichst gutes und großes Stück zu haben.

Das weitere ist rasch erledigt: Einkitten in einen Stiel, ein kurzes scharrendes Drehen mit einem zweiten Werkzeug, in dessen Spitze ebenfalls ein Diamant sitzt (Diamant kann nur mit Diamant angegangen werden); eine feine Kerb. ist entstanden, in die nur ein Messer eingeseht wird — ein leichter Schlag, und wenn der Spalter unvorsichtig war, so ist viel Geld verloren gegangen!

Fünzig Männer in ganz Antwerpen leisten diese Arbeit. Qualitätsarbeit. Die Kommerzware wird heute schon mit der Maschine gear-

beitet, präzisen Sägen, die sich durch das einzige Mineral mit Härtegrad 10 fressen; — Die wirklich großen verantwortungsvollen Arbeiten kommen nur selten vor. Wenn ein Riesendiamant gefunden wird, wird wochenlang beraten, wie er gespalten werden soll. Und als der größte Diamant der Welt gefunden wurde, der heute der englischen Krone gehört, wurden der Schleifer und Spalter, der den Auftrag bekam, für Wochen in einem Tresor eingesperrt, und ebenso bewacht, wie der Diamant selbst.

Der gespaltene Diamant wird später, irgendwann geschliffen; der ungeschliffene kommt ebenso in den Handel, wie der nur vorgechliffene. Der Handel selbst spielt sich in vier Bourses ab, die nebeneinander in der Pelicanstraat liegen und Unbefugten ebenso unzugänglich sind, wie die berühmten Tresors, die zu jeder Bourse gehören, und in denen die Agenten und Händler ihre kostbaren Schätze verwahren.

Sind die Diamanten nicht im Tresor, so befinden sie sich, fast unachtsam in der Tasche. Ein phantastischer Anblick, solch ein Courtier, für gewöhnlich gar kein reicher Mann, wenn er eine dicke Brieftasche zieht, in der viele gefaltete Seidenpapiere stecken, jedes nach einem geheimnisvollen, aber feststehenden Ritus gekniffen, der nie geändert wird. Sie entfalten die Seidenpapiere, eines nach dem anderen; hier ist der weiße Kristallschnee, feinste geschliffene Steine; dort größere, da noch kleinere, Christbaumstaub von hohem Wert. Auch farbige Diamanten, vom einfachen Grau bis zum Goldgelb, bis zu tiefem Schwarz werden gehandelt; Industrieware, sagen sie wegwerfend. Die berühmten, reineschwarzen Diamanten, kommen sehr selten vor. Der kleine schwarze Diamant ist gute Ware: keine Kohlenmine kann ihn entbehren, denn er allein kann den härtesten Fels zerfressen. Und es ist immer noch billiger, mit Diamanten zu bohren, als mit Hartstahl, der schnell stumpf wird.

Fünzig Männer klopfen auf Millionen-schätzen herum. Sie selbst sind nicht reich. In den Jahren guter Konjunktur konnte ein Spalter 2000 bis 3000 belgische Francs pro Woche verdienen, aber diese Zeiten sind nun lange vorbei. Im Laufe eines Jahres wechselt ein guter Spalter zehn bis fünfzehnmal seinen Arbeitgeber. Aber man kennt einander, und jeder Spalter weiß genau, welches Atelier im Augenblick Arbeit zu vergeben hat. Aber heute, auf der Höhe der Arbeitskrisis gibt es Pausen, die monatelang dauern können. „C'est la crise“ — würden die Spalter sagen, wenn sie französisch könnten. Aber in der Mehrzahl muß man sich des Deutschen oder des Holländischen bedienen, um sich in dieser kleinste Branche der Welt zu verständigen.

René Maria Bailard.

Auf Sardinienfang

Paris, im Oktober.

Der Monat Oktober ist der letzte Monat des Jahres, in dem die Fischer ausziehen, um Sardinien zu fangen. Ein guter Fang bringt reiche Beute — mit einem einzigen Rehaus-tourf brachten dieser Tage die Fischer von S a i n t - L e a n d e - L u z an der Bassenlüste mehr als 30.000 Sardinen in den

Oafen. Da das Tausend mit 70 bis 100 Francs verkauft wird, bringt ein solcher Fang bis zu 3000 Francs ein.

Der größte Teil der Sardinien wandert nicht gleich in den Magen von Fischfreunden, sondern zunächst in die Konservendbüchse, in der die Sardine die Meise um die Welt antritt. In Olivenöl oder Tomatenfäsi „verpackt“, dient sie als *hois d'oeuvre* der Mahlzeiten in allen fünf Erdteilen.

Der Sardinenfang erfolgt mit einem besonderen Netz, das 110 Meter lang und 60 Meter breit ist. An seinem Oberteil sind Korkschwimmer angebracht, an seinem unteren Ende Bleibeschwerer in Olivenform. Sobald die Fischer eine Sardinenbank bemerken, locken sie die Sardinen an die Oberfläche, indem sie ihnen Nabeljau-Noggen und Erdnuß-Kuchen als Köder zuwerfen. Jetzt ist der Augenblick, in dem das Netz so geschickt ausgelegt werden muß, daß möglichst die ganze Bank von ihm eingekreist wird.

Nach diesem System werden in den französischen Häfen, im Atlantischen Ozean wie im Mittelmeer, die Sardinen gefangen. Zwischen 30 und 35 Millionen Kilo sind in jeder Fischfangsaison der letzten Jahre gefangen worden. Ihr Wert stellt die beträchtliche Summe von ca. 100 Millionen Francs dar. Dieser Betrag ergibt sich aus dem Verkauf frisch gefangener Fische. Die Konservenfabrikation hat natürlich einen wesentlich höheren Verkaufswert, und

man kann ruhig sagen, daß die Sardine unter allen Fischen — neben dem Kabeljau, der den kostbaren Lebertran liefert — der Meeresbewohner ist, der der größten Zahl von Menschen Arbeit gibt.

Für den Fang der Anchovis, die wie die Sardelle ein hervorragender Appetitanreger ist, gebrauchen die Fischer eine List. Sie folgen in ihrem Boot unbemerkt einem Schwarm von jungen Delfinen oder Tümmlern, die auf Fischjagd sind. Sobald diese geschickten Raubfische eine Anchovis-Bank entdeckt haben, tauchen und springen sie, um ihre Beute in Unruhe zu versetzen, und die verängstigte Anchovis steigt an die Oberfläche.

Jetzt wirft die Fischermannschaft das schwere Netz aus, die „Sarda“, und wenn sie Glück hat, sind 500.000 Anchovis mit einem Netzwurf gefangen. Der Anchovisfang ist in den Häfen am Atlantischen Ozean, vor allem an der Baskenküste, zu Hause. E. S.



20 Liter Benzin!



Kein Geld!



Danke schön, 20 Liter Milch!

Carmen 1935

Das Geheimnis der Tabakfabrik von Sevilla

Carmen — ein dankbarer Stoff auch für den Tonfilm, dachte der große amerikanische Regisseur Cecil B. Mille, der vor kurzem nach Europa kam, nach einem Stoff für seinen ersten Farben-Tonfilm zu suchen. Mit hochgespannten Erwartungen traf er in Sevilla ein: wahrhaftig, alles war noch wie vor hundert Jahren. Da lag unter mächtigen, uralten Bäumen das Barockgebäude der berühmten Tabakfabrik, wie man es aus den Operndekorationen der ganzen Welt kennt. Da war auch noch die Artilleriekaserne, und einige „Jofés“ saßen auf der Balustrade des alten Festungsgebäudes. Mille war begeistert. Carmen 1935, an Ort und Stelle gedreht, sollte sein Film werden, eine Symphonie von Farben, Musik, von südlicher Landschaft und schönen Andalusierinnen.

Man riet dem Amerikaner, abends vor dem Portal der Fabrik zu sein, genau um sechs Uhr. Mr. Mille war pünktlich zur Stelle; hätte er gewußt, was ihm bevorstand! Statt der jungen hübschen Carmen kamen aus der Fabrik — alte Frauen mit schloßweißem Haar, die meisten vom beträchtlichen Leibesumfang der bejahrten Spanierinnen. In der Hand hielten sie Frühstückstaschen und Thermosflaschen, und im übrigen beeilten sie sich, die Straßenbahn zur Nachhausefahrt zu erreichen. Das einzige, was an Carmen erinnerte, waren die unvermeidlichen Papierfächer und Papierblumen, weiß, im grauen Haarknoten.

Cecil B. Mille nahm zuerst an, die älteren Arbeiterinnen kämen aus irgendwelchen Grün-

den zuerst aus der Tabakfabrik, und die jüngeren würden nun bald folgen. Bald sah er aber seinen Irrtum ein, denn es kamen nur immer ältere grauhaarige Frauen aus dem Tor, das einst lustige Scharen junger Mädchen hinausgelassen hatte. Und — verständlicherweise — kein einziger „Don José“ wartete vor dem Ausgange.

Was war geschehen? Welcher teuflische Zauber hatte aus Carmen eine Großmutter gemacht? Mr. Mille informierte sich und erfuhr das Geheimnis der Tabakfabrik von Sevilla: die Zigarettenarbeiterinnen sind, da in Spanien Tabakmonopol besteht, Staatsbeamtinnen mit Pensionsberechtigung. Nun fordert aber die neue Zeit weitgehenden Ersatz der Menschenhand durch Maschinen. Die Sevilaner Tabakfabrik wurde also ein Opfer der Rationalisierung, und mit ihr Carmen selbst. Denn man stellt keine neuen Arbeiterinnen mehr ein! Man läßt die Zigarettenbeamtinnen bis zum Pensionsalter — 75 Jahre! — im Betrieb und besetzt die freierwerdenden Stellen nicht mehr; für je zehn pensionierte „Carmen“ wird eine neue Zigarettenmaschine eingesetzt.

Dies ist also das Geheimnis der Sevilaner Tabakfabrik. Und so erklärt sich, warum Carmen 1935 eine alte Frau ist. Die Opern-Carmen wurde ein Opfer der Mechanisierung unserer Zeit, und wieder ist die Welt um ein Stück Romantik ärmer geworden, und Cecil B. Mille um einen wirksamen Stoff.

Heiteres

Bestätigung. Sie: „Dummkopf, du machst doch alles verkehrt.“ — Er: „Neht hast, zuerst hab' ich dich geheiratet, und dann kennengelernt.“

Der geheimte Wunsch. Angestellter zum Chef: „Könnten Sie mir heute Nachmittag freigeben, damit ich mit meiner Frau einkaufen kann?“ — „Nein.“ — „Vielen, vielen Dank.“

Der Fluch. Ein Hausierer zum anderen nach heftigem Streit: „Am Nordpol sollst du handeln müssen mit Wadeflossen!“

Ein Mitglied der Wiener Staatsoper, dem man besonderes Glück bei älteren wohlhabenden Damen nachsagt, klagt seinem Kollegen Mayer, die letzte Herzogsfreundin hätte ihn soeben sitzen gelassen. Der stimmungswallige Bassist tröstet ihn: „Aber schau, andere Töchter haben auch Mütter!“

Die Filiale einer bekannten Versicherungsgesellschaft erhielt folgenden Brief: „Lieber Herr Beniz! Mein Mann ist mir mit einer Tänzerin durchgegangen. Für mich ist er tot. Deshalb ich Sie ersuche, mir den Betrag seiner Lebensversicherung von 30.000 sofort auszu zahlen.“

Fünfhundert Meter hoch. Pilot (zur jungen Mitreisenden): „Wenn ich das Steuer des Flugzeuges loslassen dürfte, möchte ich mir einen Ruh von Ihnen stehlen.“ — „Bitte, lassen Sie sofort.“

Wirt. „Hast du mein neues Speisezimmer schon gesehen?“ — „Im Betrieb noch nicht, lieber Onkel!“

Das schönste Mädchen. Gestern abends sagte Peter, ich sei für ihn das schönste Mädchen der Welt! — „So? Das hat er im vergangenen Jahre zu mir auch gesagt!“ — „Na, dann hat sich sein Geschmack eben verbessert!“

Der Fachmann. Richter (zum Gefangenenwärter): „Führen Sie den Mann wieder in seine Zelle zurück. . . Geben Sie aber acht, daß er nicht unterwegs Ihre Taschen leert.“ — Taschendieb: „Aber, Herr Richter, er hat ja bloß ein Taschentuch und eine wertlose Uhr in den Taschen.“

Illusionen. Ein älterer Herr bestieg die Straßenbahn. Höflich stand eine junge Dame auf und bot ihren Sitzplatz an. „Fräulein?“, sagte der ältere Herr beleidigt, „müssen Sie mir schon am frühen Morgen alle Illusionen rauben?“

Gut ab! „Der Friseur Paulsen ist ein Mann, vor dem man den Hut abnehmen muß!“ — „Warum denn?“ — „Na ja, wenn man sich die Haare schneiden lassen will!“

Die Erlösung. Im Badezimmer war das Wasserrohr geplatzt. Der Familienvater bemühte sich mit allen Kräften, das Loch, durch das sich das Wasser in die Wohnung ergoß, mit der Hand zuzubhalten. Der Installateur war bereits geholt. Plötzlich kam der Sohn herbeigelaufen und sagte: „Du kannst die Hand wegnehmen, Vater!“ — „Gott sei Dank“, bemerkte das in Schweiß geratene Familienvaterhaupt. „Ist der Installateur da?“ — „Nein“, lautete die Antwort, „aber das Haus brennt!“

Der Musterkäufer. Lehrer: „Wer waren die wichtigsten Persönlichkeiten unter der Regierung Heinrichs des Achten von England?“ — Schüler: „Seine Frauen.“

Hilferuf aus Zimmer 205

Von Ellen Lenksi

Ein grauer Novembersonntag verdämmerte. Es war ungefähr gegen 5 Uhr nachmittags, als die Gäste des Grand Hotels einen furchtbaren Schrei hörten. „Hilfe, zu Hilfe“, gellte es über den Flur der zweiten Etage. So eindringlich, so furchtbar, daß die Küche im Couloir ebenso wie die Hausmädchen im fünften Stockwerk das Schreien vernahmen. Vergeblich wehrten sich die Doppeltüren gegen jene unerwünschte Störung. Es gab niemanden, der nicht aus dem Schlaf oder aus einer Ummarmung, aus der Arbeit oder aus Melancholie, aus Plänen oder Grübeleien aufgerissen wurde.

Sekunden später öffneten sich fast gleichzeitig — das Ganze wirkte in seiner unheimlichen Präzision wie eine gutgestellte Filmszene — sämtliche Türen des Hotels, hinter denen sich um diese Zeit Bewohner aufhielten. Alles stürzte hinaus, heraus oder hinunter, um zu sehen, was es auf dem Korridor der zweiten Etage gab.

Vor der weitgeöffneten Tür des Zimmers 205 bot sich den Entsetzten folgendes Bild: ein junges Mädchen, es konnte auch eine Frau sein, lag auf dem Boden. Leuchtend hob sich ihr helles Haar von dem dunklen Beinrot des Läufers ab. Sie hatte ein Kostüm an, der Hut war ihr — in dem sichtlich vorangegangenen Kampf — vom Kopf gefallen. Ihre Hände drückten mit verkrampfter Bewegung eine schwarze Ledertasche an die Brust: und diese Tasche zu entreißen, bemühte sich mit zäher, unerbittlicher Energie ein ebenfalls sehr junger Mann, der ohne Hut und Mantel vor dem Mädchen auf der Erde kniete. Ohne auf die Umherstehenden zu achten, schrie er unaufhörlich: „Gib mir den Schlüssel, ich will den Schlüssel, hörst du? Du kommst mir hier nicht fort, bevor du den Schlüssel rausgerückt hat...“ Seine grobe Art zu sprechen, stand in sonderbarem Widerspruch zu der sorgfälligen Kleidung, den feingeschnittenen Gesichtszügen. Die Frau antwortete nicht, sondern presste die Tasche nur noch fester. Der Mann, außer sich vor Wut, beugte sich jetzt blühschnell vor und legte seine Hand um die Kehle der sich heftig Wehrenden. Im Nu warf sich einer der Umherstehenden zwischen die Weiden. Es war ein Mann im Abendmantel, der wie ein ehemaliger Matrose aussah. So etwas Ähnliches mußte er auch bestimmt gewesen sein. Denn er trennte die kämpfenden mit Bewegungen, die an das Entknoten eines Schiffstauens erinnerten. „Was ist denn das? Na, laß sie mal.“ Seine Stimme klang gemüht. Der junge Mann sah sich um. Mit scheuem Blick, als wenn er aus schwerem Traum erwache. Da waren viele Menschen. Meistens junge Leute. Denn das Grand Hotel, das seinen höchstnennenden Namen irreführend trug, wurde hauptsächlich von Studenten, Malern und anderen jungen Künstlern und Künstlerinnen bewohnt. Viele hatten trotz der nachmittäglichen Stunde nur Pyjamas, Abendmäntel oder undefinierbare, kimonoähnliche Gewänder an. Alle starrten scheinbar um das Paar.

Jetzt richtete sich die Frau vom Boden auf, erblühte die Menschen. In ihre Augen traten Tränen der Scham und des Unwillens. „Was hast du gemacht?“ saate sie vorwurfsvoll zu dem Mann, ohne dabei aber nur eine Sekunde die Handtasche loszulassen. „Was für ein scheußliches Theater.“ — Der Mann schwieg einen Augenblick. Dann aber, völlig

unvermutet, stürzte er sich wie ein Rasender von neuem auf sein Opfer, riß es mit der blühender Gewandtheit von der Erde auf und schleifte die Unglückliche, ehe es jemand verhindern konnte, ins Zimmer. Krachend floß die Tür zu. Dem Mann, der wie ein Matrose aussah, wurde dabei fast der Fuß abgklemmt. Ein Schlüssel drehte sich im Schloß. Und die draußen hörten nur noch furchtbares Loben, das von den Worten begleitet wurde: „Jetzt ist es genug. Entweder du gibst den Schlüssel oder es ist aus mit dir. Ohne den Schlüssel kann ich mich sowieso umbringen. Dann folgst du wenigstens mit...“ Die Frau schrie noch einmal, dann ging das Schreien in ein klägliches Wimmern über — dann war alles still.

Vergebens warfen sich ein paar Beherzte gegen die Tür, um sie einzudrücken. Sie gab nicht nach — solide Arbeit. Jemand rief: „Polizei!“ Es war das erlösende Wort. In Mädeln stürzte man ans Telefon und auf die Straße. Ein paar weibliche Wesen, besonders die mit den undefinierbaren Gewändern, wurden von Weinkrämpfen befallen. Medizinstudenten bemühten sich um sie. Die Hausmädchen liefen mit verschüchtert-lüsternden Augen umher. Sie ahnten einen wirklichkeitgewordenen Hintertreppen-Roman. Fast waren sie neidisch auf das, was hinter der verschlossenen Tür des Zimmers 205 geschehen sein mochte.

Vor dem Grand Hotel hatte sich bereits eine Menschenmenge angesammelt, als der schwarze, spiegelglanke Wagen der Kriminalpolizei vorkam. Sechs Beamte in Zivil, mit dienstlich-verschlossenen Mienen, stiegen aus. Die Menge sah ihnen ehrfurchtsvoll-erschauernd nach. Der Besitzer des Grand Hotels und zwei befrachtete Kellner begleiteten den Beamtenstab bis vor die Tür des Zimmers 205. In einem Tonfall, der berriet, wie wenig ungewöhnlich solche Situation für einen langjährigen Kriminalkommissar ist, rief der Beamte, indem er zugleich energisch anklopfte: „Aufmachen, Kriminalpolizei!“ Eine Männerstimme antwortete: „Herein!“ Erkannt drückte der Kommissar auf die Klinke. Sie gab sofort nach. Es war nicht abgeschlossen. Die Beamten traten ins Zimmer. Ein junger Mann und eine junge blonde Frau saßen wie vergnügt lächelnd, an einem Tisch gegenüber. Jeder von ihnen hielt ein Heft in der Hand, nichts zwischen ihnen deutete auf Unfrieden.

„Was soll denn das heißen?“ rief der Kriminalkommissar, „man hat uns hierhergerufen. Es wurde gesagt, im Zimmer 205 des Grand Hotels sei ein Mord verübt worden. Wir sind doch hier in 205...?“ — „Ganz recht,“ sagte jetzt der junge Mann lächelnd. „Aber wie Sie sehen, Herr Kommissar, hat man Sie falsch informiert.“ — Im Türspalt tauchten Gesichter auf. Der Mann, der wie ein Matrose aussah, drängte sich ins Zimmer. „Herr Kommissar, sämtliche Gäste des Hotels, ich auch, können es bezeugen, daß dieser Mann dort vorhin seine Frau in der schredlichsten Weise bedroht hat.“ Der Beamte wandte sich von neuem an den jungen Mann: „Stimmt das?“ — Der andere verbeugte sich höflich. „Es stimmt, Herr Kommissar. Nur — das Ganze hat einen anderen Zusammenhang. Meine Frau und ich, wir haben eine Szene aus einem nachgelassenen Stück von Edgar Wallace gebroht. Wir sind nämlich Schauspieler. Unsere Ansichten über die Auffassung dieser Szene gingen völlig auseinander, so daß wir uns

entschlossen, den ganzen dramatischen Auftritt sozusagen vor unbefangenen Publikum zu spielen. Ich muß dabei gestehen, meine Frau hat recht behalten. Ihre Auffassung kommt dem wirklichen Leben am nächsten. Was die Regelung unserer Mitbewohner am besten bewiesen hat. —

„Das ist doch aber grober Unfug“, rief der Kommissar ärgerlich, „Sie mußten doch annehmen, daß man nach einem solchen Auftritt die Polizei holen würde.“ Der Schauspieler streckte dem Beamten sein Rollenheft entgegen: „Laut Wallace muß nach dieser Szene die Polizei erscheinen. Meine Herren, Ihre Anwesenheit wirkt auf mich also keineswegs überraschend.“ — Der Kommissar versucht vergebens, ein Rächeln zu unterdrücken. „Zimmerhinz“, meinte er, „dieser Scherz wird Sie noch etwas kosten. Man bemüht die Polizei nicht umsonst.“ — Jetzt rief die junge Frau übermüht: „Für die Kunst ist uns nichts zu teuer, Herr Kommissar. Außerdem erlauben wir uns heute schon, Sie zur Premiere einzuladen!“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Tepitz-Schönan.

Schachaufgabe Nr. 255

Von Josef Hyna, Hostomitz

Schwarz: Kd4, Db5, Lb7, h8, Sb1, Bc5, g4 (7)



Weiß: Kf4, De2, Tc7, Ld6, Sd3, Bb2, e1, g3 (8)

Matt in 2 Zügen

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden

Lösungszug zu Nr. 252: Tg3—g6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Anton, Schöbritz; Beutel Wilhelm; Arnsdorf b. Tetschen; Tepper Franz, Karlbad; Dinnebler Emil, Tetschen; Hahl Erwin, Chimak Theodor, Lohmüller Hans, sämtlich Nesterstz; Robek Franz und Walter Ludwig, Kwitkau; Ulbert Rudolf, Proseditz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Hyna Josef, Hostomitz; Tesaf Franz, Suchel.

Schachnachrichten

In den Tagen 9. und 10. November findet in Aussig ein Schachkurs für das Gebiet des V. Kreises statt. Jeder Kursist erhält das Kursmaterial (und 40 Blatt) gratis beigelegt. Da bis zur Stunde das Kurslokal noch nicht bekannt ist, erhält jeder Teilnehmer rechtzeitig das Lokal mitgeteilt. Schulungsleiter sind die Genossen Patz und Schöpka. Sektionen, welche noch nicht gemeldet haben, mögen dies unverzüglich tun.

Die Schachsektion Nesterstz spielte gegen Kleische und unterlag mit 1½:5½ Punkten. Dieser Niederlage braucht sich Nestomitz keineswegs zu schämen, da Kleische als gute und routinierte Mannschaft bekannt ist.

Im 7. Bezirk (Dux) wurde Gen Josef Hyna zum Bezirksschachleiter provisorisch bis zum nächsten Bezirksverbandstag gewählt. Zuschriften an Josef Hyna, Hostomitz, Obere Kolonie 40, bei Dux.